

**DER BEGRIFF DES GESETZES IN DEN GEISTES-
WISSENSCHAFTEN**

Von Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Aloys F i s c h e r,
München

Vom ethymologischen Ursinn des „Gesetzes“, der gesetzten, d. h. in mündlich traditioneller oder schriftlich fixierter Vereinbarung aufgerichteten, formulierten und erzwingbaren Norm des Verhaltens, der Glieder einer eben damit zum Rechtsverband werdenden Menschengemeinschaft sich unterwerfen oder durch die Gewalt einer Regierung unterworfen werden, ist in den abgeleiteten Anwendungen des Wortes bald mehr das imperativische Moment, bald mehr eine seiner Folgen, die Gleichförmigkeit bzw. der Ausschluß der Beliebigkeit des Verhaltens festgehalten, weiter entwickelt, zur Kennzeichnung ursprünglich ganz anderer Sachverhalte übertragen worden. Die eine Entwicklung führte zum Gebrauch des Wortes in Zusammenhängen, in denen widerspruchsfrei mit sich übereinstimmendes, konsequentes und in seiner Konsequenz ausnahmslos regelmäßiges Verhalten des menschlichen Willens, Wertens und Denkens auch ohne Rekurs auf äußere Zwangsmittel als Folge einer „Normgesetzlichkeit“ erschien; die andere Anwendung erfolgte in Zusammenhängen, in denen unabhängig von zwecksetzendem und zwingendem Willen gewisse regelmäßig wiederkehrende Abfolgen von Vorgängen und Geschehnissen aus der Sphäre der Einzeltatsachen und damit des Zufalls, der Beliebigkeit herausgehoben und als notwendig, als Spezialfälle eines Naturgesetzes begriffen werden sollten. Einmal auf diese beiden Fährten geraten hat das den Gesetzesbegriff schaffende und ausformende Denken eine Fülle von Gestaltungen entwickelt, die sowohl den Ursinn des „Gesetzes“ der Rechtspflege, wie jede der beiden abgeleiteten Bedeutungen, der allgemeinen Norm geistigen Tuns wie des Naturgesetzes variierten, die eine auf die andere zurückzuführen versuchten oder alle aus einer abstraktesten Fassung des Gedankens der Gesetzlichkeit, etwa dem logischen Prinzip der Identität oder des Widerspruchs oder dem — selbst wieder ungleich formulierten und vielfach umgedachten — Kausalgesetz herleiteten. Gemeinsam ist aber allen Verwendungen des Wortes die eigentümliche Daseinsform der „Gesetze“ geblieben; sie sind Sätze, Formulierungen, die sagen, daß etwas nicht nur ist, sondern notwendig ist, nicht nur geschah und geschieht, sondern geschehen muß — wenn seine notwendigen und zureichenden Bedingungen vorhanden sind, — oder geschehen soll — wenn eine be-

stimmte unerwünschte Folge vermieden oder eine bestimmte „Richtigkeit“ erreicht werden will. Gesetze sind nicht reale Dinge oder Bestandstücke der Gegenstände, für die sie gelten, deren Verhalten sie regeln; die Vorstellung insbesondere von Naturgesetzen gewissermaßen als Dingen, genauer gesagt als Mächten und Kräften außer und über der Natur, den Wirklichkeiten der Einzeldinge, die diese sozusagen nötigen, sich so und nicht anders zu verhalten, ist ein Nachklang jenes Sinnes von „Gesetz“, das im Willen eines Herrschers oder Despoten gesetzt, den Untertanen aufgezwungen wird und, in sich ohne Logik, ebenso gut anders lauten könnte, wenn das festsetzende Belieben anders gewollt hätte. In der in mancher Theologie üblich gewesen Deutung der Naturgesetze als Verkörperungen eines einmal gefaßten und ununterbrochen fortwirkenden Willküraktes göttlicher Schöpferallmacht klingt sie deutlich wider. Naturgesetze sind in solcher Auffassung objektiv sinnbar; das Verhalten der Dinge, über das in ihnen Aussagen gemacht werden, gründet nicht in Wesenheit und konstanter Beschaffenheit dieser Dinge. Dasein und Art der Natur als eines Ganzen ist die Sichtbarwerdung eines in sich ungebundenen, freien, allmächtigen Willens. Die Natur und ihre Gesetze zu erforschen ist eine sinnlose Aufgabe, denn hätte Gott anders gewollt, so wäre Art und Zusammenhang der Dinge anders und wollte er anders, so würde keines dieser „Gesetze“ mehr gelten, und zwar ohne daß wir einzusehen vermöchten, warum der Willensinhalt des göttlichen Gesetzgebers für die Gesamtheit des Wirklichen jeweils so gewesen ist oder gewechselt hat, wie ihn die wissenschaftliche Naturforschung am Verhalten der ohnmächtig ihm unterworfenen Dinge zeigt. Wir müßten schon die Freiheit der höchsten Souveränität, der Allmacht Gottes wieder durch Motivzusammenhänge binden, also durch Übertragung einer aus dem menschlichen Verhalten uns bekannten Normgesetzlichkeit des persönlichen Geistes auf Gott diese näher interpretieren (wie die Theologie des Christentums tut), hätten damit aber für die demonstrierende Erkenntnis einen selbst abgeleiteten Ausgangspunkt genommen, das Gesetz eines „Sollens“, und würden Gott als naturgewordene Norm verstehen, als einen Geist, in dem Sein und Sollen niemals in Spannung treten können, weil sein Sein der Norm dauernd folgt und die Normen sein Sein sind. Es wohnt geläuterter Gottesvorstellung unleugbar die Tendenz inne, die Wesenheit Gottes als Realität der Norm zu verstehen, genauer gesagt als die Persönlichkeit, in der Gesetze nicht mehr nur Sätze, sondern Tatsachen sind. Aber mit eben dieser Auffassung verläßt der Glaube den Boden, auf dem sonst die Denk-

bewegung den Gesetzesbegriff abhandelt. Für die bescheidenere Einstellung der Betrachtung der Wirklichkeit, wie sie ist, und die nächste Verlängerung dieser Linie über das Erfahrene hinaus zum Erfahrbaren halten wir fest, daß „Gesetze“ keine Realitäten sind, so gewiß reale Beschaffenheiten des Ontischen, wie wir sehen werden, ihre Voraussetzungen und Grundlagen bilden. Die Konstruktion der unerfahrbaren Wirklichkeit in einem religiösen oder philosophischen Glauben bleibt dann eine Aufgabe, zu der ein ewiges Bedürfnis besteht, nur freilich ein solches, dessen Befriedigung nicht mehr mit Mitteln der Wissenschaft erfolgt, eine schöpferische Leistung auf anderem Boden, bei der im gegebenen Fall Regelungen der system-schöpferischen Produktion durch den Geist auch der Wissenschaft mehr oder minder mitgewirkt haben und mitwirken sollen. Für die Einordnung in diesen Zusammenhang bleiben also diejenigen Gesetzesbegriffe, mit denen einerseits die Realwissenschaften arbeiten, diese — etwa mit Erich Becher — selbst wieder klassifikatorisch geschieden in Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften, diese in „Psychologie“ einerseits und „Kulturwissenschaften“ andererseits zerlegt, andererseits die Idealwissenschaften, d. h. Disziplinen, die ideelle Gegenstände untersuchen, auch sie wieder gegliedert in Mathematik, Kinematik und Chronologie als Nebengebiete und die Wertwissenschaften. Freilich ist zu den beiden letzten Gruppen noch ein erläuterndes Wort notwendig, ehe die Abgrenzung der „Geisteswissenschaften“ in dem Sinne vollständig ist, in dem das Wort hier gebraucht werden soll. Raum, Zeit, Zahl und Bewegung sind gewiß nicht bloß „gedachte“, noch weniger nur „erdachte“ Gegenstände; sie sind auch nicht nur psychologische Gegebenheiten (etwa „Anschauungsformen“ des menschlichen Geistes oder „Kategorien“). Die Erfahrung beweist, daß an den wirklichen Dingen räumliche und zeitliche Momente haften und in abstracto sowohl von der übrigen Substanz der realen Dinge wie von ihrem Realsein unterschieden werden können. Gewiß haften nicht allen realen Dingen alle diese Momente an; z. B. sind räumliche Momente den realen seelischen Vorgängen nicht eigen und ist selbst ihre „Lokalisation“ nur eine mittelbare und uneigentliche. Aber auch wenn alles Wirkliche wie in der Zeit und zählbar, so auch räumlich und bewegt wäre, wäre *der* Raum, *die* Zeit, *die* Zahl, *die* Bewegung, also die Gegenstände der Mathematik und ihrer Untergebiete nicht selbst ein ebenso realer Gegenstand wie der in Raum, Zeit und Bewegung existierende zählbare Einzelkörper, sie bleiben (mit Stützpunkten in der Erfahrung) konstruierte, vom Geist erst erzeugte Gegenstände. Noch einmal: nur

der Gegenstand der mathematischen Wissenschaft als solcher ist ideell. Und wenn wir von Wertwissenschaften reden, läuft leicht ein Doppelsinn unter: Das Werten als solches ist kein wissenschaftlicher Akt, kein Akt der Kenntnisnahme, sondern der Stellungnahme. Wir müssen uns damit abfinden, daß die Vernunft nun einmal als erkennende *und* wertende in zwei grundverschiedenen, niemals aufeinander rückführbaren Dimensionen sich auslebt. Jeder Versuch, das Werten und Wollen gewissermaßen nur als Epiphänomene des Denkens zu deuten, ihnen die ursprüngliche und schöpferische Selbständigkeit zu nehmen, kraft deren Werte sind, indem sie in einmaliger oder dauernder Werthaltung und Wollung gesetzt werden, das Werten und Wollen nur als (unklare, gefühlsmäßige) Erkenntnis (seiender) Werte und (objektiv realer) Ziele oder als ein Denken in anderer Form hinzustellen, scheitert an den Tatsachen der psychologischen Erfahrung ebenso wie der entgegengesetzte Versuch, das Denken und die Erkenntnis von Sein und Seiendem nur als eine Verlarvung des Wunsches, Begehrens und Wertens darzustellen, wie sie Voluntarismus und Pragmatismus versuchen, denen das Denken nicht ein Akt von eigener Struktur mit unzerstörbarer Intention auf das Seiende und Gegenständliche ist, sondern nur ein Verfahren der Auslese zwischen Wunschbildern der Wirklichkeit nach ihrem Nutzen und ihrer Brauchbarkeit für wert- und zielgerichtetes Handeln. Soweit also die Wertung und Wertschöpfung gesehen wird, ist sie nicht Wissenschaft, auch nicht Kulturwissenschaft, sondern eine Provinz des Geisteslebens neben der theoretischen. Ganz anders ist die Sachlage, wenn Werte und Wertsysteme, die, noch einmal gesagt, nicht der wissenschaftlichen Haltung und Bemühung entstammen, aber einmal vorhanden sind, er„kannt“ werden sollen, d. h. wenn man ihre Entstehung, Grundlagen, ihren Aufbau untersucht, wenn man (selbst nicht wertend, auch nicht in ihrem Sinn wertend) sie als Gegenstände (natürlich nicht Dinge) studiert, wie Dreiecke oder Mineralien. Daß sie nach Beschaffenheit, Entstehung und Bedeutung eine eigene Art von Gegenständen bilden, ist gewiß richtig, schließt aber nicht aus, daß man sich um die Erkenntnis ihrer Eigenart bemüht. Nur jene geistigen Anstrengungen, die selbst nicht Wertung sind und Werte schaffen oder schaffen wollen, aber darauf abzielen, die Eigenart des Wertens und der aus ihm entstandenen und entstehenden Gegenstände charakterisierend und abgrenzend zu erfassen, bilden Wertwissenschaften. Sie zerfallen in die reinen (Logik, Ethik, Ästhetik, Religions-, Rechts-, Wirtschaftsphilosophie) und in die kulturhistorischen Zweige (Kunstgeschichte, Religionsgeschichte usw.).

Unter Benutzung dieser Überlegungen sollen im folgenden als Geisteswissenschaften alle Disziplinen gelten, welche die seelische Wirklichkeit als solche (Psychologie mit allen ihren Untergebieten), die objektive Geisteswelt der Kultur und die den Kulturgebieten die innere Sinneinheit gebenden Leitwerte des geistigen Lebens und Schaffens erkennen wollen. Der Kreis der ehemals sogenannten historisch-philologischen Disziplinen wird im System der Geisteswissenschaften sachgemäß erweitert durch Einbeziehung auch jener Formen des Geisteslebens, die nicht primär in sprachlich-literarischen Schöpfungen sich dokumentieren und aus ihnen als ihren Quellen erkannt werden, sondern auch im bildnerischen und musikalischen Kunstwerk, in Rechtsinstitution und Organisationsform des Gemeinschaftslebens, in Wirtschaft und Verkehr, in Brauch und Sitte, in Kult und Liturgie; aus dem Kreis der sog. Wertwissenschaften wird nur die kritische Erkenntnis der Werthinsichten und Wertinhalte und ihrer Spiegelungen in Werken und Gütern der Kultur einbezogen, nicht aber die Wertung und Wertschöpfung als solche, die nicht Wissenschaft, sondern Willensschaft, nicht Kenntnisnahme, sondern produktive Stellungnahme ist.

Für die methodische Auffassung der so umschriebenen Geisteswissenschaften ist im Laufe des 19. Jahrhunderts das Modell der damals besonders aufblühenden Naturwissenschaften in vielen Hinsichten bedeutsam geworden, ebenso häufig verwirrend wie fördernd, wie der Sachkundige für den Betrieb der Psychologie, der Einzelphilologien und der allgemeinen Sprachwissenschaft, der verschiedenen Zweige der Geschichtsschreibung und der Kulturforschung leicht feststellen kann. Ausgangspunkt für diese Versuche einer Grenzverwischung im Wissenschaftlichen war und blieb der Versuch, den Gesetzesbegriff der Naturforschung im System der Geisteswissenschaften mit gleichem Sinn als obersten Ziel- und Richtbegriff der Erkenntnis einzubürgern. Damit diese Disziplinen Wissenschaft werden könnten, schienen sie verpflichtet zu sein Naturgesetze des Seelenlebens, der Sprache, der Geschichte, der Kultur suchen und finden zu müssen. Ohne solche Tendenz — die Erfolge waren nebensächlich — schienen sie verurteilt, im Gebiet der persönlich und weltanschaulich gebundenen Meinungsbildung zu verharren, den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, damit beweisbare Allgemeingültigkeit zu Unrecht zu erheben. So mag für eine Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften die Erörterung nützlich sein, ob der Gesetzesbegriff im System ihrer Arbeitsmittel überhaupt eine Stelle findet, und ob, wenn ja, das „Gesetz“ in den Geisteswissenschaften denselben Sinn und Gehalt besitzt wie

in den Naturwissenschaften, mit anderen Worten, ob Endziel geisteswissenschaftlicher Forschung Naturgesetze des Geistes und seines Lebens sind.

Es scheint zweckmäßig, in der Gedankenentwicklung zunächst den Sinn von „Naturgesetzen“ zu klären, dann die Frage anzuschließen, ob der Sinn von „Gesetz“, der in Naturgesetzen steckt, der letzte und einzige Sinn des Gesetzesbegriffes ist oder ob der Gesetzmäßigkeitsgedanke erklärender und verstehender Wissenschaften noch in andere Dimensionen weist, und schließlich von solchen Überlegungen aus den (heute bekanntlich lebhaft umstrittenen) Gesetzesgedanken der Naturforschung noch einmal zu beleuchten.

Die *heutige* vorwissenschaftliche Intention des Wortes „Naturgesetz“ — daß sie, geschichtlich betrachtet, selbst nur Sediment ausgedehnter wissenschaftlicher Arbeit, Theoriebildung und Diskussion ist, insbesondere Frucht der Entwicklung mathematischer Naturforschung in den neueren Jahrhunderten, ist keinem Einsichtigen zweifelhaft — geht auf die Behauptung, daß konstante Wesenheiten der Naturdinge unter gleichen Bedingungen und Konstellationen, also insbesondere im raum-zeitlichen Zusammentreffen mit anderen, in ihrem Wesen ebenfalls konstanten Naturdingen ein gleiches und konstantes Verhalten offenbaren, und nicht anders können als eben dieses Verhalten zu zeigen.

Prüft man die Grundlagen dieser Intention klärend nach, so zeigt sich deutlich, daß die unmittelbare Beobachtung, der als solcher nur die Einzelphänomene zugänglich sind, gewissermaßen nur die hinweisenden Symptome sichert. Die sogenannte induktive Gewinnung von Naturgesetzen geht davon aus, daß in der Erfahrung eine regelmäßige Verknüpfung zweier Erscheinungen beobachtet werden kann, genauer gesagt, eine ausnahmslose und regelmäßige Folge einer Erscheinung B auf eine Erscheinung A. Positivistische Erkenntnistheorie, die sich jedes Überschreiten der Erfahrung grundsätzlich verwehrt, bleibt bei dieser — wie wir gleich sehen werden nur *einen* — Voraussetzung stehen und spricht darum den wie ihr scheint ganzen Inhalt des Gesetzesbegriffes in den Worten aus, die beispielsweise Simmel für zutreffend hält: Ein Gesetz ist ein Satz, der die ausnahmslos regelmäßige Verknüpfung einer Erscheinung B mit einer Erscheinung A ausspricht. Es läßt sich zeigen, daß eine solche Fassung schließlich nur die Umwandlung des allgemeinen Kausalgesetzes der Logik für bestimmte Gegenstandsgebiete darstellt.

Allein gerade dieser Ausgangspunkt, so geeignet er ist, als Symptom auf

ein Naturgesetz hinzuweisen, ist andererseits ein Angriffspunkt für die skeptizistische Leugnung von Naturgesetzen bzw. mindestens für die der ursprünglichen Intention zuwiderlaufende fälschende Umdeutung ihres Sinnes. Denn die „Ausnahmslosigkeit“ ist streng genommen niemals beobachtbar bzw. empirisch erweislich; wer mit einem Naturgesetz wirklich nichts anderes auszusprechen vermeint als die kürzeste, zusammenfassende Beschreibung im echten, wahrnehmenden Sinn angeschauter Einzelphänomene, kann nur behaupten, daß bisher die Phänomene in der angesprochenen Folge und von allen bisherigen Forschern beobachtet wurden, aber er kann nicht sagen, daß auch in Zeiten, in denen ein Interesse zur Beobachtung gerade dieser Einzelheiten noch nicht vorhanden, oder vielleicht noch gar kein Beobachter vorhanden war, dieselbe Verknüpfung bestanden hat und daß jeder künftige Beobachter sie ebenfalls und unentrinnbar werde feststellen können, kurz, er kann nicht behaupten, daß die Tatsächlichkeit der Verknüpfung Ausdruck einer inneren Notwendigkeit ist, daß die Ordnung der Erscheinungen das Symptom wesenhafter Beziehungen der Träger, der Realitäten ist. Naturgesetze werden aber — sowohl in vorwissenschaftlicher Intention wie im Bereich der Wissenschaft selbst — als etwas gehandhabt, das für die Rekonstruktion einer der unmittelbaren Beobachtung unzugänglichen Vergangenheit oder Zukunft ebenso dienlich und tragfähig ist wie zur Beschreibung und Deutung der unmittelbaren Gegebenheit, eben weil sie als Konstruktionsprinzipien der Wirklichkeit selbst gemeint sind. Die exakte und kontrollierte Beobachtung der Regelmäßigkeiten im Verhalten der Dinge zueinander und in ihren Veränderungen durcheinander, deren Ergebnis ein induktiv verstandener Satz der Optik, Elektrizitätslehre, Chemie, Astrophysik, kurz einer beliebigen Einzelnaturwissenschaft ausspricht und als *ganzen* Inhalt eines Gesetzes meint, reicht also gar nicht in die Sphäre der Gesetze hinein, bleibt in der Symptomenzone, sowohl der Erkennungsweise der Bewährungszeichen. Die Forschung, als empirische Induktion verstanden, schließt ab mit der Feststellung, daß Dinge sich so und so verhalten. Aber die Naturwissenschaft ist innerlich immer genötigt gewesen, als Theoriebildung über diese Feststellungen hinaus zu gehen und das „*Daß*“ zu erklären, verständlich zu machen, d. h. das selbst nicht mehr erfahrbare Sein denkend so zu konstruieren, daß die festgestellten Daß-Zusammenhänge einsichtig, begreiflich werden. Die Naturwissenschaften, jede einzelne wie ihr System, werden gerade durch das Streben nach Erkenntnis von Gesetzen der Natur zu zwei ständig sich ergänzenden und korri-

gierenden Arbeitsrichtungen gezwungen, zur feststellenden und zur interpretierenden. Jede dieser Arbeitsrichtungen hat ihre besonderen Schwierigkeiten und Hemmungen, jede ihre methodischen Hilfsmittel. Es ist heute (wie ehemals in der Zeit romantisch-spekulativer Verachtung der Empirie als solchen, der synthetischen Konstruktion und der Deduktion der Wirklichkeit aus Intuition, Axiomen oder Begriffen) wieder üblicher geworden, die feststellende Arbeitsweise als beschränkt und leicht geringzuschätzen, zu meinen, daß die banalste Alltagsbeobachtung und Vulgärerfahrung schon genüge, ihr gerecht zu werden und daß die wissenschaftliche Leistung erst mit der Synthese, der Spekulation, dem System beginne. Aber wer auch nur auf einem Gebiet selbst arbeitet oder die Geschichte auch nur einer Naturwissenschaft kennen zu lernen sich nicht die Mühe verdrießen läßt, überzeugt sich, daß die ungeschulte, unkontrollierte Beobachtung beliebiger Menschen eine herzlich unzuverlässige Basis der Erkenntnis bildet, daß die geschulte Beobachtungsfähigkeit von Sachkennern, die weitestgehende Isolierung der Teilprozesse eines Geschehens, die Vereinfachung der Vorgänge im Laboratoriumsmodell, die experimentelle Nachbildung und Kontrolle erst einmal die Erfahrungsbasis herausheben müssen, die zwar in der Vulgärerfahrung steckt, aber nicht ohne weiteres jedem erkennbar ist. Die Summe von Geist, Einfall, Geduld, die gerade beobachtende und experimentelle Naturforschung aufgewendet hat, die Irrwege, die sie zunächst ging und sich immer wieder abgeschnitten hat, lassen sehen, wie bedeutsam, schwierig und dauernd im Fluß schon die lediglich feststellende Arbeit der Naturerkenntnis ist, also die Aufbereitung des Materials, das für die Erkenntnis von Naturgesetzen die Voraussetzung bildet. Jedes beliebige Beispiel kann von diesem Gang der feststellenden Naturerkenntnis überzeugen. Die Vulgärerfahrung lehrt die Menschen, daß mit der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeit, die man Frühling nennt, regelmäßig Austrieb und Wachstum der Pflanzenwelt verbunden ist, und eine erste naive Biologie hat somit als ein „Naturgesetz“ aussprechen können, daß „der Frühling“ „die Pflanze“ regeneriert. Aber von solchen Anschauungen sind die Naturgesetze des Lebens, die in der heutigen Biologie — selbstverständlich noch lange nicht abschließend erkannt — eine Rolle spielen, ungeheuer entfernt, denn die vergenauernden Einsichten in das, was eigentlich den Komplex „Frühling“ mit dem ebenso unanalysierten Komplex „Pflanzenleben“ im einzelnen verbindet, in Licht, Wärme von Boden und Luft, Wasser, Löslichkeit der Salze und anderen Nähr-

stoffe, innere Periodizität der Lebensprozesse selbst, kurz die Einsicht in die Bedingungen vegetativen Lebens, seiner Entstehung, Entwicklung, Erhaltung hat doch erst die Beobachtung aufzusuchen gestattet, die in isolierender Untersuchung die tatsächliche Verknüpfung je einer Erscheinung mit einer anderen und in messender Präzision die Abhängigkeit auch der Größenordnungen der beiden Reihen erst einmal eindeutig sichtbar machte. Und wenn schon diese Forschung heute noch lange nicht am Ende ist, daß der „Frühling“ die Ursache der Vegetation ist, ist kein Naturgesetz des Lebens mehr. So haben Physik, Chemie, Biologie erst die Tatsachen nicht geschaffen, aber sichtbar gemacht, haben mühsam „feststellen“ helfen, welches Verhalten von Naturdingen wirklich konstant ist und haben gerade durch die Ergebnisse dieser feststellenden Arbeitsweise ihren keiner „Willkür“ und „Intuition“ mehr ausgesetzten, ihren spezifisch wissenschaftlichen Inhalt bekommen. Soweit diese feststellende Aufgabe gelöst ist oder rebus sic stantibus als gelöst betrachtet wird — weil man noch nicht weiter konnte, weil die Hilfsmittel und Methoden der Tatsachenfeststellung nicht mehr gestatten [was mit jeder Erfindung eines neuen Isolierungs- und Beobachtungsmittels sofort anders wird] — setzt dann Naturwissenschaft als Hypothesen- und Theoriebildung ein, d. h. als die gedankliche Leistung, die das „daß“ des beobachteten regelmäßigen Verhaltens verständlich macht, die einen einsichtigen Zusammenhang konstruiert, erdenkt, als dessen Ausfluß die beobachtete Regelmäßigkeit der Erscheinungen selbstverständlich wird. Die Tatsachen und auch die Naturgesetze als Tatsachen genommen sind nackt, hart, unverständlich; durch ihre Feststellung weiß man zwar, daß es so ist, im Falle erschöpfender Induktion, daß es wirklich so ist, aber versteht nicht, warum es so ist. Die Naturforschung als Gesamtanschauung versucht, den festgestellten äußeren Gleichlauf der Ereignisse durch die Annahme eines inneren Zusammenhangs der Realität verständlich zu machen. Die lebendige Naturforschung, die Forschung als Prozeß ist ein versuchsweises Verfahren, denn oft kennen wir nur das Verhalten der Dinge, nicht aber ihre Wesenheiten, in deren Bezug aufeinander eben dieses Verhalten gesetzmäßig begründet ist; die Anstöße zum Fortschritt gehen bald von den „feststellenden“ Arbeiten aus, bald von den interpretierenden Theorien, die, um sich weiter zu stützen, neue Feststellungsmethoden erfinden und praktizieren müssen. Abschließend endgültige Naturerkenntnis wäre die Einsicht in ein Weltgebäude und Weltgeschehen, dessen Struktur die Einzelnaturgesetze in verwandter Weise umschlöße, gewissermaßen als explizierte Fol-

gerungen enthielte wie die Axiomatik einer mathematischen Disziplin deren einzelne Sätze. Das wirkliche Verhalten der Naturdinge und Naturkräfte wird dann als notwendig begriffen, wenn das Wesen der Dinge als ein solches der inneren Bezogenheit aufeinander, des Daseins jeder Einzelheit für andere, des konstitutiven Teil-seins jedes Stückes in einem, in dem als solches einen und einzigen Ganzen der Wirklichkeit gedacht ist. Das kann man wohl auch so ausdrücken, daß das empirische Verhalten, die zu beobachtende Regelmäßigkeit in der Verknüpfung der Erscheinungen die Anerkennung einer Norm ist, nicht einer von außen und durch einen zwingenden Willen über die Dinge verhängten Norm, sondern einer in den Dingen selbst, in ihrer Struktur als Teile des Ganzen liegenden Norm.

In der heutigen Naturwissenschaft wird vielfach mit Worten gespielt. Wenn von nicht wenigen Forschern versichert wird, sie wollten gar nicht die wahren Ursachen der wirklichen physischen Vorgänge, Körper und Veränderungen erkennen, vielmehr sei ihre Aufgabe wie ihre Absicht nur die, Fiktionen zu finden, die für menschliche Zwecke brauchbar, die Beherrschung der in ihrem Wesen selbst unerkennbaren Vorgänge gestatten, genauer gesagt, eine zweite künstliche Wirklichkeit (im Laboratoriumsversuch wie in der Technik) zu schaffen, die von solchen Fiktionen aus die Benutzung der Natur ermögliche, so ist dieses agnostisch-pragmatische Bekenntnis insofern zutreffend, als im Lauf der Geschichte die verschiedensten „Theorien“ — die einen freilich besser, einfacher und umfassender als die andern — dies versucht haben und eine Schlußentscheidung zwischen ihnen nicht möglich war, d. h. also, daß die Aufgabe der erklärenden Naturtheorie noch nicht gelöst ist. Aber auf der anderen Seite ist der Fiktionalismus, auch der neupythagoreische, dem die Wirklichkeit wieder Zahl wird, nichts als Zahl, ein Mißverständnis der theoretischen Intention, denn die für praktische Zwecke fruchtbarsten Hypothesen sind fallen gelassen worden, sobald die Beobachtung, die das „Selbst“ der Dinge erfassende Anschauung, die in der Fiktion gesetzte gedankliche Annahme ihrer Beschaffenheit enttäuschte, auch wenn zunächst eine praktisch fruchtbare neue Hypothese nicht in die Stelle der alten gesetzt werden konnte. Die Forschung als lebendiger Prozeß arbeitet zweifellos auch mit Fiktionen, Hypothesen, Konstruktionen, nicht zuletzt mit solchen, denen etwa innewohnende mathematische Elemente die Festigkeit einer allgemeinen Demonstrierbarkeit verleihen, aber sie zielt ab und mündet in ein System von Erkenntnissen, die nicht mehr nur fiktive und praktisch regulative Geltung haben, sondern das wahre Sein aussprechen und

das empirische Verhalten der Dinge als die selbstverständliche Folge dieses Seins umgreifen.

Wenn diese Überlegungen der Intention des Begriffs Naturgesetz näher kommen, so scheint mir die Übertragung des empirisch induktiven Sinns von „Gesetz“ aus der Sphäre der Naturforschung in jene der Geistes-, Geschichts-, Kultur- und Wertwissenschaften ein *hysteron proteron* zu sein, vielmehr umgekehrt der volle Sinn von „Naturgesetzen“ hergeleitet werden zu sollen aus der Intention des Wertgesetzes, die wir im Rahmen der Geisteswissenschaften zur Erfüllung zu bringen vermögen. Was ist, wenn nicht der Zweck, so doch der Effekt von Gesetzen im Sinne der positiven Rechtsordnung? Würde jeder Mensch in jeder Lage vollkommen willkürlich handeln (daß er es *kann*, setzen wir zunächst voraus, indem wir ihn als freie Person, als Geist und Leben denken, wir erörtern nur, ob er es tut, ob er von seiner Freiheit den Gebrauch der Willkür macht), so wäre eine stabile Dauergemeinschaft unmöglich. Die Beliebigkeit des Verhaltens würde keinem andern gestatten, sich auf ihn zu verlassen, sicher zu sein, wessen er sich von ihm zu versehen habe, und würde dem handelnden Menschen selbst jede Konstanz, Konsequenz, Kontinuität seines Wollens und Tuns unmöglich machen. Der Mensch verlöre seine Substanz, er wäre der in jedem Augenblick völlig neue souveräne Entscheid. Indem das Gesetz festlegt, was jedem zusteht und keinem erlaubt ist, und indem es in gleichen Situationen und Zusammenhängen für alle dasselbe Verhalten als „richtiges“ normiert, jede Verletzung zur Abweichung davon durch die Strafdrohung erschwert, jede wirkliche Abweichung durch Strafe fñhrt, bringt es in das tatsächliche Verhalten der Menschen soviel Gleichförmigkeit und Konstanz, als für die Garantie einer Dauergemeinschaft unentbehrlich ist. Die Rechtsordnung schafft den Rahmen, innerhalb dessen die individuelle Freiheit sich bewegt. Indem alle vor dem Gesetz gleich sind, zugleich aber das gleiche Gesetz für alle gilt, weiß jeder, was er noch selbst riskieren kann und wessen er sich von allen anderen zu versehen habe, wessen alle von seiner Seite sich zu versehen haben. Der Kosmos der Rechtsordnung garantiert erst die Substanz der sittlichen Einzelperson; „nach *seinem* Sinne leben ist gemein, der Edle strebt nach Ordnung und „Gesetz“.“ Jene Wirklichkeit, die „Gesellschaft“ oder in anderer Zielung „Gemeinschaft“ heißt, existiert nur durch eine Gesetzmäßigkeit, die in den Einzelgliedern als gespürte und anerkannte Norm regulatives Prinzip für das tatsächliche Verhalten wird und im Ganzen der Gesellschaft oder Gemeinschaft als das regulierende Konstrukt-

tionsprinzip des Baues steckt. Die Wirklichkeit Gesellschaft konstituiert sich durch das „Gesetz“ als Statut, formulierte Verfassungsurkunde, Gesetzbuch, als Apparat seiner Handhabung und Durchführung, als psychologischer Vorgang seiner Erkenntnis, Anerkennung und Befolgung im Einzelgliede.

Man kann nicht sagen, was „Absicht“ und „Zweck“ eines Naturgesetzes sei, man kann nur gedanklich gegenüberstellen eine als gesetzlos angenommene Natur und eine gesetzmäßige Natur, das Menschendasein unter beiden Voraussetzungen prüfen und kann von daher die Funktion des Gesetzes und seinen Sinn zu bestimmen versuchen.

Wäre die „Natur“ — noch weiter gespannt: die Gesamtwirklichkeit — vollendet gesetzlos, das Verhalten der Dinge unberechenbar beliebig, alles tatsächliche Geschehen blinder Zufall ohne Wiederholbarkeit, so wäre jegliches Einzeldasein vollendet sinnlos. Auch das Dasein des Menschen als Gattung, der Völker, schließlich jedes menschlichen Individuums wäre nichts als konstatierbare Tatsache. Für den Menschen wäre die einsichtige Gewißheit in die Gesetzlosigkeit des Seins die Aufhebung seiner eigenen Welt. Die Angst vor der „Zukunft“, vor dem „Schicksal“, das Gefühl der radikalen Unsicherheit aller Dinge — zweifellos auch Erfahrungen des Menschen — würden ihn unfähig machen zu planen, zu streben, würde das Menschenleben in der Gestalt, in der wir es geschichtlich kennen, in der es also wirklich geworden ist, aufheben, richtiger gesagt: nicht haben entstehen lassen. Der Mikrokosmos Mensch und die Welt des Geistes erweisen sich durchwaltet von Gesetzmäßigkeiten, die nicht fertige Wirklichkeit sind, noch weniger unwirkliche Fiktionen, sondern Aufgaben, d. h. realisierbare Forderungen. Die Annahme, daß alles Sein und Geschehen reiner, gesetzloser Zufall sei, enthält an sich keinen Widerspruch; eine solche Wirklichkeit wäre denkbar, wenn auch dann nicht weiter erkennbar. Genauer gesagt: es wäre denkbar, daß das einzige Urteil, zu dem der Mensch über die Wirklichkeit gelangt, die Konstatierung ihrer regellosen Existenz wäre. Wenn wir — wie die Geschichte der Erkenntnisbemühung beweist — nicht diese Annahme zugrunde legen, so müssen wir Anhaltspunkte haben, die es logisch rechtfertigen, die gegebene Wirklichkeit als andersartig denn als gesetzlosen Zufall vorauszusetzen. Diese Anhaltspunkte liegen in der erfahrungsmäßig festgestellten Teilgesetzlichkeit des Verhaltens von Dingen, Menschen, menschlichen Erzeugnissen, in der ebenso sicheren Erfahrung des „Teilseins“ aller gegebenen Einzelheiten und in dem Schluß, daß ein Ganzes,

von dem Teile in erweisbarer gesetzlicher Ordnung stehen, des Merkmals der Gesetzlichkeit nicht entraten kann.

Der „Teil“ der Gesamtwirklichkeit, an dem wir die Gesetzmäßigkeit des Verhaltens nicht nur als außenstehende Beobachter wahrnehmen, sondern auch, wie wir sagen, „erleben“, sind wir selbst. Wir erfahren, daß wir „Charakter“ haben, d. h. daß bestimmte Verhaltensweisen regelmäßig wiederkehren, oder wir uns die Gleichförmigkeit gewisser Verhaltensweisen selbst auferlegen, nicht einem äußeren Zwang folgend, sondern einem inneren Urteil über die „Stimmigkeit“, die „Richtigkeit“ eben dieser Verhaltensweisen, einem Gewissens- oder wie Herbart meinte, Geschmacksurteil über die innere Angemessenheit des Verhaltens zugleich an die Situation wie an uns selbst. Wir erfahren, daß wir als handelnde Menschen Teil eines Kosmos sind, einer Weltordnung, die wir uns dann — in Provinzen auseinander gelegt und in mühevoller, zwischen schaffender Entscheidung und kritischer Reflexion hin und her gehender geistiger Arbeit — als eine Wertordnung zu klären uns bemühen.

Man kann diesen Sachverhalt auch anders ausdrücken. Der Mensch erfährt, daß er Teil ist, insofern er, ursprünglich instinktiv, nach einem Sinn sucht, sich (in den tausenderlei willkürlichen Zwecksetzungen individuellen Handelns) einen Sinn gibt, aber schließlich immer mit dem Ergebnis abschließt, daß er als Einzelner den Sinn der Situation entnehmen muß, in der er lebt, daß ihm die Geschichte die Aufgaben stellt, in deren Bearbeitung er seinen Sinn findet, in deren Ignorierung er seinen Sinn verfehlt — trotz aller Zwecke, die er sonst verfolgen mag, und aller Erfolge, die ihm dabei blühen können.

„Bedingung und Gesetz und aller Wille
ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.“

Desgleichen endet die grundsätzliche Reflexion mit der Erkenntnis, daß der Mensch als Gattung seinen Sinn der objektiven Situation entnehmen muß, in der er, schlechthin einzigartig und mit allem anderen Sein unvergleichbar, in der WerdeWelt des Alls steht. Er ist die einzige Wirklichkeit mit schöpferischer Potenz. Die Geschichte — die sichtbare Dokumentierung seines Wesens und Geistes — ist Schöpfung, gewiß nicht aus dem „Nichts“, aber doch Schöpfung eines Reiches in und über dem Reiche der Natur, mit den in diesem gebotenen Hilfsmitteln und Materialien, gegen die in ihm liegenden Hemmungen, eines Reiches des Geistes und (in objektivierender

Wendung) der Kultur. Schöpfung ist ein Vorgang, dem der Naturzwang nur das Material liefert, der im übrigen aber von Ideen, Werten und Forderungen angeregt in der Freiheit, das Richtige zu treffen oder zu verfehlen sich vollzieht.

Alle Geisteswissenschaften behandeln zweifellos historische Gegenstände, auch wenn sie in anderer als geschichtlicher Betrachtungsweise von ihnen handeln. Wir können darum ihre Fülle repräsentiert sein lassen einmal durch die wissenschaftliche Geschichtsschreibung, zum andern durch die grundsätzliche Theorie eines beliebigen geistesgeschichtlichen Gegenstandsbereiches, etwa die Philosophie der Religion, die Sprachwissenschaft oder die Theorie der Kunst. Alle Geisteswissenschaften sind entweder selbst Geschichte eben des Geistes oder sie beziehen ihre Materialien aus geschichtlichen Forschungen, haben also Gegenstände, die — auch in prinzipieller Betrachtung — die Struktur historischer Gegenstände nicht verlieren.

Die Klärung des Sinns von Gesetzen in ihrem Rahmen reduziert sich also zunächst auf die Frage, ob es „Gesetze der Geschichte“ gibt. Von Hause aus ist der Gedanke eines regellosen Geschehens auch in der Geschichte nicht unsinnig und nicht unmöglich; das Naturgeschehen so gut wie das historische Geschehen könnte regel- und gesetzlos sein. Es sind bestimmte Tatsachen und Erfahrungen, die den Menschen zu der Annahme genötigt haben, daß das Naturgeschehen nicht regellos ist; im Fortschritt der genauen und kontrollierten Beobachtung der Vorgänge des stofflichen Massenverhaltens hat der Mensch diese Annahme der Gesetzmäßigkeitsvoraussetzung auf weite Strecken zu sichern vermocht; der Gedanke von Naturgesetzen ist so aus einer Voraussetzung eine empirisch verifizierbare Hypothese geworden. Und wenn die einzelnen bisher als solche betrachteten Naturgesetze auch öfters wieder aufgegeben worden sind, daß die Wirklichkeit, Natur genannt, eine für sie konstitutive Form hat, ist ein nicht widerlegter Gedanke. Nicht erst die Form unseres Geistes trägt die Gesetzmäßigkeit in die Dinge hinein, nicht erst die Natur als Gedankending ist gesetzlich, die Natur enthält selbst Konstanten, und in den diesen Konstanten zugehörigen Verhaltungen und Geschehen ist das Gesetz implicite existent. Die Naturwissenschaft ist nicht der Gesetzgeber der Natur, sie formuliert nur die Sätze, in denen das nach Wesen und Beschaffenheit des Seins konstante Verhalten der Wirklichkeit, die notwendigen Beziehungen bestimmter Einzelwirklichkeiten ausgesprochen werden.

Jede Geschichtsschreibung berichtet zunächst von einer gewaltigen Fülle

scheinbar oder wirklich zusammenhangsloser Ereignisse, Situationen, Lagen, Personen, Schicksale, die in ihrer Eigengestalt auf den Beschauer wie glückliche oder unglückliche Zufälle wirken, eine bloßes „Daß“ sind, im vulgären Verstand unerklärlich, rätselhaft, unverdient, beliebig, an deren Stelle jeweils ebenso gut andere, entgegengesetzte hätten Wirklichkeit sein können, die aber in der simplen Chronologie des Lebens an ihren Stellen einfach respektiert und gebucht werden müssen. Als reine Annalistik hat die wissenschaftliche Geschichtsschreibung begonnen und wenn sie auch noch so weit fortgeschritten ist in der Überblick schaffenden Anwendung von Prinzipien der Auswahl aus den Fakten, noch so spezialisiert wurde nach Gebieten und Richtungen, noch so kunstvoll in Komposition und Darstellung sich verfeinert hat, die „Daß“-Feststellung der Tatsachenforschung, der quellenmäßigen und kritischen Sicherung des wirklichen Verlaufs der wirklichen Vorgänge bleibt ihr tragendes Fundament.

Aber eben diese Tatsachen enthüllen sich dem betrachtenden Geist als sowohl vieldeutig wie vielgeschichtet; der bewegende Fortschritt in der historischen Erkenntnis ist immer davon ausgegangen, daß man hinter den äußerlich zu Tage liegenden Seiten eine immer innere, zunächst verborgene Seite als ebenso tatsächlich feststellen mußte, hinter der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit der Reihung eine zunächst nicht auffällige, aber doch vorhandene Verknüpfung, hinter den scheinbaren Zusammenhängen den wirklichen Zusammenhang. Auch diese inneren, psychologischen Seiten, diese Zusammenhänge sind aber einmalige Tatsachen. Und wenn die Geschichtsschreibung noch weiter dringend, mit „philosophischem Auge“, wie man gesagt hat, die Fälle der Einzelheiten und Epochen, der oberflächlichen und tieferen Zusammenhänge des Spiels der Kräfte in die Einheit eines Prozesses eingeschlungen erkennt, — freilich, da Geschichte noch immer unabgeschlossen weiter geht, mit annehmender und vorwegnehmender Verlängerung der Linie über die Gegenwart hinaus und darum in diesem Stück gläubig, dichtend, wünschend oder durch die Verbreitung solchen Glaubens handelnd, d. h. in die noch geschehende Geschichte selbst wollend eingreifend — so stellt sich auch diese Einheit als eine einmalige Tatsache dar. Ihre popularphilosophische Deutung ist die eines *Lebens*, ihre anderen — für wissenschaftlicher gehaltenen, aber nicht minder nur geglaubten — Varianten die eines organischen Wachstums, einer *Entwicklung* oder (wozu hier das Bekenntnis abgelegt wird) einer *geistigen Schöpfung*, einer noch fortgehenden Produktion. In jedem Fall ist die Geschichte als Einheit und

Zusammenhang alles „Historischen“, in dem die einzelnen Völker und ihre Schicksale, die Lagen, Situationen, Phasen, Gestaltungen der Welt, die quellenmäßig als Tatsachen bezeugt sind, die Rolle von Durchgangsstadien eines als solcher nun einmal vorhandenen Werdedranges spielen, der — ob verständlich oder nicht, ob verstanden oder nicht — real ist, und den man zu allererst sehen, anerkennen, beschreiben muß, ehe weitere Auslagen über ihn mit wissenschaftlicher Verbindlichkeit möglich werden, nur *einmal* da.

Als reine Geschichtsschreibung bleibt die fachliche Forschung vor diesem ihren letzten — und ersten oder eigentlichen Gegenstand stehen, wie die fachliche Naturforschung vor der Natur stehen bleibt.

Was man für „Gesetze der Geschichte“ ausgegeben hat, sind bestenfalls Gemeinsamkeiten von Teilen, Perioden, nichts für die Struktur des Prozesses als einer Ganzheit und einmaligen Einheit Belangreiches. Was man von ihnen mit Recht für die Erwartung, Projektierung, Voraussage der Zukunft verwertet, ist nur Umschreibung genereller Möglichkeiten.

Geschichte ist Freiheit der kollektiven Produktion, d. h. der Produktion in und durch die großen und kleinen Gemeinschaften wechselwirkender und mit allen anderen Gegebenheiten, auch der Natur, als Material schaffender Individuen. Wie die Produktion des Einzelkünstlers nicht durch Zwänge beschnitten, sondern als freier Entscheid real ist, so ist auch die Geschichte die immer freie Realisierung einer Welt, die — im Gegensatz zu dem „Natur“ genannten Ausschnitt der Gesamtwirklichkeit — nur ist, weil und indem sie geschaffen wird oder durch Unterlassung entstehen kann, die ist, wie sie ist, nicht weil ein „Gesetz“ ihre Gestalt bestimmt, sondern weil ihr das Zusammenspiel individuell sinnvoller, wenn auch divergenter Kräfte, das immer nur stückweise erkennbare Geflecht von Tat und Erfolg, Wollen und Mißerfolg, Kraft und Schwäche, Klugheit und Dummheit, Einsicht und Aberglaube diese Gestalt gegeben haben, die ist, genauer gesagt, weiter wird, so lange sie als Produktion den schaffenden und schaffenswollenden Kräften entspringt, wie eine farbige Dunstschicht in immer gewandelter und doch ruhender Gestalt über den spritzenden Tropfen der dahinbraufenden Ereignisse sich behauptet. Wenn man die Geschichte als das Realwerden einer eigenen Welt, als die Schöpfung eines Kunstwerkes auffaßt, muß man freilich bedenken, daß sein Schöpfer, das menschliche Geschlecht noch anders radikal als der ekstatische Künstler nur in „dunklem Drange“ und keineswegs immer „des rechten Weges sich bewußt“ produziert, daß er die Leitvorstellungen seiner Tätigkeiten erst am jeweils

schon „realisierten“ — aber dann auch schon nicht mehr „gemeinten“, jedenfalls als dem Gemeinten nicht entsprechend verworfenen Probestück klärt, als eine Produktion, deren abgelaufene Phasen schließlich immer wieder nur als Entwürfe und Skizzen bleiben, weil die Intention des Ganzen deutlich als unerschöpft gespürt wird. Als unbewußte Schöpfung taumelt die Geschichte von im Augenblick der Konzeption für erlösend gehaltenen Entwürfen zu Lösungen, die im Augenblick des Realisiertseins den neuen, verbesserten Entwurf gebären, ein ungeheures Versuchungsverfahren, das man — rein auf die geschehene Geschichte blickend — ebenso als gigantische Sinnlosigkeit empfinden kann, wie — auf die geschehene Geschichte schauend — als einen Vorgang, in dem jeder Augenblick glauben darf, glauben soll, die letzte Entscheidung zu bringen. Darin besteht der „Sinn“ der Geschichte, daß sie jeden in ihr auftretenden Augenblick zur Höchstverantwortlichkeit der schöpferischen Entscheidung aufruft; sie hat keinen „Sinn“, der erst am Ende der Geschichte realisiert dastände, keinen, der schon in einer Vergangenheit realisiert oder auch nur vorgezeichnet ist, keinen Sinn außer der Sinnfälle, die die Stunde nicht nur sieht, sondern *realisiert*. Objektiv hat jeder Augenblick die gleiche Chance, die Konstanten in der Geschichte sind nur zwei: der handelnd entscheidende Mensch und die „ewige“ Forderung. Der Zusammenhang, der geschichtliche Daten als „Ursache und Wirkung“, „Schuld und Sühne“, „Bemühung“ und „Leistung“ verknüpft, ist der eines schöpferischen Prozesses, in dem der Schöpfer allein unterscheidet, wählet und richtet, und dem Augenblick entweder „Dauer verleiht“ oder mit dem Augenblick vergeht.

Die sogenannten Gesetzmäßigkeiten der Geschichte oder ihrer Basis, der menschlichen Seele, erweisen sich bei genauer Betrachtung als solche des Materials, in dem die Geschichte produziert, mit dem sie arbeitet, nicht der — allein geschichtlichen — Entscheidungen selbst. Der Mensch bedient sich aller Mechanismen, aber er ist selbst nicht Mechanismus. Die Kraft zu künstlicher Verselbständigung von kleinen Teilzusammenhängen und ihrer Nachbildung in Werkzeugen und Maschinen (aber unter Ignorierung und vielleicht Verletzung der letzten Wirklichkeit, die ihre Materialien als Stücke des Ganzen haben,) haben den Glauben entstehen lassen, daß werkzeug- und maschinenähnlich gesetzmäßige Apparate auch die Akteure der Geschichte sind. Der einzelne wie der kollektive Mensch benützt sie als Hilfsmittel oder als Hindernisse — das allein entscheidet dagegen, daß er selbst ihresgleichen ist.

Wenn wir die Hebelgesetze in der Statik des menschlichen Ganges noch so vollendet nachbildeten, so verstehen wir zwar, daß die Skeletteile nach ihnen den Gang ausführen, aber nicht, daß ein Mensch geht oder gehen will; will er gehen, so kann er es nur im Rahmen und nach den Möglichkeiten des Apparats; aber daß er will, ist seine freie Entscheidung, ist historisches Moment. Wir können die Phonetik der Lautbildung studieren und beherrschen, verstehen so, wie ein Mensch spricht, nicht, daß er spricht, *was* er spricht; eine andere dynamische Welt, die durch solche Gesetze nicht gemacht wird, beherrscht die Rede, sie ist nicht Zwangsablauf phonetischer Artikulations- und Phonationsprozesse, sondern — dieser sich bedienend — freie Schöpfung eines Sinn-, Ausdrucks-, Bedeutungs-, Mitteilungszusammenhangs, in jedem Augenblick entstehend und vergehend, neu, einmalig, geschichtlich, mag sie zu ihrem Dasein auch hundertmal derselben mechanischen Gesetzmäßigkeit sich bedienen und bedienen müssen. Die Regeln der Assoziation, der „Gesetze“ der Reproduktion von Gedächtnisinhalten mögen uns die Mechanik des Vorstellungsablaufs so vorhersehbar machen wie etwa die Regeln der Meteorologie die Wetterprognose gestatten — alle Vorstellungen sind für den Menschen Material, ihr geordneter oder weniger geordneter Verlauf schafft uns die Unterlagen, bestimmt aber nicht die Anwendungen und den Gebrauch. Der Künstler ist auch an das gesetzmäßig konstante Verhalten seiner Mittel gebunden, aber in seinem Schaffen durch anderes motiviert, und seine Produktion ist nicht ein eindeutig notwendiger Ablauf, sondern eine mit Notwendigkeiten rechnende, aber durch Wertauswahl und Anforderungen *gerechtfertigte* freie Entscheidung.

Gesetze gibt es in der Geschichte nur als Mechanismen in den Materialien, damit nur als Mittel, mit denen der Mensch rechnet, arbeitet, nicht als Zwänge, die ihm die schöpferische Entscheidung ersparen.

Fragen wir, ob es Gesetze der Geschichte gibt, so müßte auch hier der Ausgangspunkt der Nachweis von Konstanten sein. Aber gerade dieser Nachweis ist nicht möglich, weil das Historische — darin hat die Erkenntnislehre der historischen Wissenschaften richtig gesehen — die Singularität Einmaligkeit, Unwiederholbarkeit sowohl der ganzen Situationen wie der einzelnen Personen und Fakta ist. Das Naturgeschehen schließt die Möglichkeit des Neuen aus, das Historische ist nur Wirklichwerden von als solchem noch nie Gewesenem, also Neuem. Naturgeschehen ist — nicht heute, nicht mit allen Gebieten, aber grundsätzlich — berechenbar, vorhersehbar;

die Zukunft als der gewissermaßen leere Raum werdender Geschichte ist nicht, ist nichts; es ist also nicht einmal vorhersehbar, daß in der nächsten Minute überhaupt noch etwas ist und geschieht, geschweige denn, was sein und geschehen wird. Wenn wir auch die Natur und ihr Geschehen unter historische Kategorien stellen — *Naturgeschichte*, von der Kosmogonie bis zum Dasein der konkreten Naturwirklichkeit — ist sie als historischer Gegenstand ebenso fraglich wie — unter Voraussetzung ihrer Existenz — gesetzmäßig. Sie ist wie sie ist, aber daß sie *sein muß*, ist nicht unter den Naturgesetzen enthalten, und daß sie sein wird, Glaube.

Es ist kein Naturgesetz, daß eine Natur, diese Natur wie wir sie — teilweise wenigstens — kennen, da sei. Vielmehr enthalten alle einzelnen Naturgesetze stillschweigend die Existenz ihrer Gegenstände eingeschlossen, mit anderen Worten enthalten ein *geschichtliches Faktum* als Voraussetzung ihrer Anwendbarkeit. Alle Gesetze erkennen die wirkliche Natur nur soweit, als die Momente, auf die sie sich stützen, Momente einer wirklichen Natur sind. Daß die Natur ist, ist ein geschichtlicher Satz. Auf dieser Tatsache beruht die Möglichkeit des Auseinandergehens von echter Naturwissenschaft und mathematischer Naturwissenschaft, denn mathematische Gegenstände, so haben wir gesehen, bleiben, was sie sind, auch wenn sie nicht wirklich existieren, mathematische Gesetze werden von der Unwirklichkeit ihrer Gegenstände nicht berührt. Dagegen bleibt es immer offene Frage, ob die mathematisch entwickelten Gesetze und Sachverhalte auch noch gelten, wenn sie nicht mehr auf rein mathematische Gegenstände, sondern auf reale Dinge mit (mathematisch faßbaren) Momenten bezogen werden. Es liegt mir ferne, mit diesen Überlegungen etwas gegen die mathematischen Annahmen, Hilfshypothesen, Konstruktionen und Theorien im Betrieb der echten Naturforschung sagen zu wollen; der versuchsweise Charakter der Naturforschung erlaubt alle Mittel zu benutzen, von denen man sich einen Erkenntniserfolg verspricht; aber wohl muß uns solche Überlegung dazu bringen, zwischen den mathematischen Theorien der Natur (z. B. also zwischen den Behauptungen der reinen theoretischen Physik) und der naturwissenschaftlichen Theoriebildung begrifflich zu unterscheiden. Auch die Tatsache, daß wir auf Grund mathematischer Theorie z. B. die Naturvorgänge weitgehend berechnen können, ist kein ausschlaggebender Beweis dafür, daß die Naturwirklichkeit so konstituiert ist wie die Tatsächlichkeit mathematischer Gegenstände, nur ein Anhaltspunkt für die Annahme, daß wirkliche Räume und Quanten von Wirklichem

den Gesetzen der reinen Räume und Quanten nicht widersprechen, nicht ein Beweis dafür, daß sie nichts sind als Raum, Quantum und Zahl.

Soweit wir in der Welt der Geschichte von Gleichförmigkeiten sprechen können — Gesetze sind sie niemals, eine ausnahmslos regelmäßige Verknüpfung eines Sachverhalts A mit einem anderen Sachverhalt B in der historischen Welt ist nicht konstatierbar, weil jeder historische Sachverhalt nur einmalig, Geschichte der Idee einer Wiederkehr des Gleichen entgegengesetzt ist — haben diese Gleichförmigkeiten, Ähnlichkeiten, Parallelen, Regeln oder wie immer man sie bezeichnen mag, ihre Gründe in dem das Historische als solche ausschließenden Gesetz des Geistes selbst. Nicht in den Naturgesetzen, nach denen Denkakte entstehen und vergehen, Denkakte, in denen sich uns Sachverhalte geben und damit Erkenntnisse gewonnen werden, auch nicht in den Naturgesetzen der Wertungsakte, in denen sich uns Wertverhalte geben, sondern in den Gesetzen der Sach- und Wertverhalte selber. Dem Gedanken der Gesetzlichkeit der Natur, alles Naturgeschehens, den wir, wie mehrmals betont, nur stückweise belegen können, ist als Prototyp vorgeordnet die Gesetzlichkeit der Geisteswelt, die wir grundsätzlich erfahren. Die Idee des Logos ist vor der des Kosmos, diese gewissermaßen nur die Nachzeichnung jener eigentümlichen Stimmigkeit, die wir in der Hierarchie der Wahrheiten und Werte als eine Tatsache erfassen, als die Struktur der Geisteswelt, die in der Geschichte zu realisieren der Träger des Geistes, der Mensch als die nur ihm mögliche Aufgabe und — mit metaphysischer Deutung — gesetzte Bestimmung erfährt. In der Geschichte als Schöpfung waltet nur eine Gesetzlichkeit, die des Geistes. Man hat diese einfach teleologisch interpretiert, dann nach *dem* oder *den* Zielen der Geschichte gefragt und gesucht, hat einen Zweck, den die Geschichte „hat“, geglaubt oder bestritten. Aber die Fähigkeit, Zweck und Ziel zu werden, ist eine selbst abgeleitete Folge des Wertes. Darum ist (in der heute herrschenden Geschichtsphilosophie) die Gesetzlichkeit der Wertzusammenhänge an die Stelle der metaphysischen Zwecke getreten. Auch diese Auffassung ist nur stückweise in der Rekonstruktion der wirklichen Geschichte verfolgbar. Es ist richtig, daß der handelnde Mensch in seinen Denkprozessen, Wertschätzungen, Produktionen und Willenssetzungen sich auf Ziele bezieht, und so ein (subjektiv) sinnvolles Tun verfolgt; das gilt vom einzelnen Menschen auch als geschichtlich handelnden. Aber dieser Bezug auf Zwecke ist selbst nur möglich, weil hinter ihm ein ahnender Ausblick auf eine Welt reiner Geltungen, d. h. in ihrem erlebten Forderungscharakter als Wahrheiten und

Werte legitimerter letzter Zusammenhänge des Geistigen als solchen, oder metaphysisch geredet, der Geist als letzter Grund, innerster Kern der Wirklichkeit und als Quell alles Einzeldaseins und alles Werdens steht. Geschichte ist subjektiv sinnvolle Schöpfung und ihre „Gesetze“ sind somit eingeschlossen in die Gesetzmäßigkeit der Werte selbst. Aber es bleibt auch hier noch die Frage offen, wie das Geflecht der einzelnen, subjektiv sinnvollen oder mindestens als sinnvoll gemeinten Vorgänge real zustande kommt. Das ist (prinzipiell natürlich) beantwortbar nur für geschehene Geschichte, für die abgeschlossene und abgeschlossen überblickbare Vergangenheit; wir können erkennen, *was war* und warum es gewesen ist, weil wir hier auch die handelnde Individualität als eine der Ursachen — neben den generellen Erfahrungen — in Rechnung stellen können. Diese Aufgabe ist unlösbar für geschehene Geschichte, weil wir noch nicht abgeschlossene Individualitäten einfach noch nicht erkennen; es fehlen uns soviel Stücke zu ihrem Bild und zur Erfassung ihres individuellen Gesetzes, als noch Tage und Handlungen sie von ihrem Tode trennen. Niemand darf behaupten, die schon vorliegenden Stücke seien ausreichend oder seien allein die charakteristischen. Erst wenn ein zeitlicher und lebendiger Gegenstand alles ausgewirkt, ausgezeugt und dokumentiert hat, wessen er fähig war, d. h. wenn er als solcher sich nicht mehr wandeln kann, weil er nicht mehr ist, wird die Aufgabe möglich, ihn wissenschaftlich zu bestimmen. Erst dann ist eben entschieden, wie weit er Geist „hatte“ oder Geist „war“. Soweit also in der Geschichte im Ganzen, im Einzelnen, in der Geschichte der Sprache, Kunst, Religion, des Staats usw. Gesetzmäßigkeit waltet, ist es die Normgesetzlichkeit, die das empirische Tun durchseelend und regulierend auf den Aufbau einer in sich geschlossenen Wertwelt, eines „Stiles“ der Kunst, der Politik, eines „Geistes“ der Wirtschaft und Gesetzgebung hinleitet, ohne die letzte Realisierung zu erreichen. Die Einbildung einer Geisteswelt in die Realität oder wie die Romantiker gesagt haben, das Durchscheinen eines Logos in die Wirklichkeit macht diese zum Kosmos. Der eigentliche Ausgangspunkt einer Metaphysik ist darum nicht die Naturforschung, — denn „Natur“ ist selbst schon eine Wirklichkeit, die mindestens als gesetzmäßig gedacht ist und darum von der Geisteswelt ein Element ihrer Struktur entlehnt hat — sondern die Phänomenologie des Geistes. Das Naturgesetz ist die Norm des Verhaltens der Dinge, die vorausgesetzt wird nach Analyse der Norm, die die geistige Ordnung garantiert.

Die Frage nach „historischen Gesetzen“ reduziert sich auf das Problem des

„individuellen Gesetzes“, d. h. auf die Frage, ob ein als solcher und ganzer nur einmaliger, unwiederholbarer, nur sich selbst gleicher Gegenstand ein Gesetz seiner Struktur, seines Verhaltens und Geschehens besitzt. Der Begriff des Gesetzes, den Logik, Mathematik und Naturwissenschaften entwickelt haben, schließt den generellen Gegenstand ein. Gesetzmäßig nennen wir in ihrem Zusammenhang nur solche Verhaltensweisen und Zusammenhänge, die nicht an einem Einzelgegenstand *hic et nunc* beobachtet werden, sondern *rebus sic stantibus* an jedem beliebigen Exemplar ebenso auftreten müssen. Die Wiederholbarkeit, die beliebige mengenmäßige Gegebenheit des gleichen allgemeinen Gegenstandes in einer durch Raum und Zeit verstreuten Zahl von Einzelexemplaren ist die Grundlage für die Formulierung und Geltung des Gesetzes. Anders ausgedrückt: Individualität, Dasein in einer bestimmten Zeit und an einem Ort, im Zusammenhang konkreter Konfiguration des Seins und Geschehens darf für Gegenstände, die in Naturgesetze eingehen, keine Rolle spielen. Die überzeitliche Geltung ist die Folge der Tatsache, daß die Gegenstände generelle sind oder als generelle konstruiert werden. Die historischen Gegenstände sind *ex definitione* allen generellen Gegenständen entgegengesetzt; zu ihrem Bestand gehört die einmalige zeitliche Stelle, die Gegebenheit in einem als solchen niemals wiederkehrenden Zusammenhang von Geschehnissen, die Individualität schlechthin, die Einzig-artigkeit. Alle geschichtlichen Ereignisse tragen sozusagen Eigennamen, sind biographische Subjekte oder Augenblicke. Ihr Wirklichsein ist Wirklichkeit in der Zeit, sonst nichts. Nicht die Zeit ist ein Nichts, das erst durch die Erfüllung mit — an sich zeitlosen — Wesenheiten und generellen Gegenständen eine Scheinrealität gewinnt; alle Wesenheiten und generellen Gegenstände als solche sind keine Wirklichkeit im historischen Sinne des Wortes, ohne daß sie in der Zeit sind. Wesenheit und genereller Gegenstand sind „Ewigkeit“, d. h. die Negation der Geschichte, umgekehrt ist Geschichte die Negation der Ewigkeit. Ewigkeit ist Geschichtslosigkeit, sie ist ein eleatisches Sein ohne Unterschied, Vielheit, Veränderlichkeit, Bewegung, Geschehen. In der Geschichte wirkt *nur* das Eigen-gesetz der individuellen Dinge — das kennen wir nur, wenn diese abgeschlossen, ausgelebt haben — und die Forderungsgesetzlichkeit der Aufgaben; aber diese ist formal und erlaubt eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Lösungen.

Wie eng der naturwissenschaftliche Gesetzesbegriff mit den generellen Gegenständen zusammenhängt, kann aus der gegenwärtigen Diskussion zwi-

schen theoretischer Physik und Erkenntnistheorie ersehen werden. Wenn die Physik versucht, den individuellen molekularen Einzelvorgang nach den Anhaltspunkten der von ihr heute anerkannten Naturgesetze genau vorauszubestimmen, zeigt sich, daß er sich höchstens annähernd nach diesen Gesetzen richtet, oder daß er „nicht eindeutig kausal bestimmt ist“. Läßt man die Wirklichkeit des physikalischen Geschehens auch schon durch die Individualität jedes Einzeldinges, ja die Individualität des molekularen Einzelvorganges mit bestimmt sein, so ist man genötigt, die physikalischen Gesetze umzudeuten in eine Art statistischer Gesetze, die nichts enthalten als Mittelwerte großer Mengen von Einzelvorgängen (so Hans Reichenbach), also erst recht nur auf die verborgene innere Gesetzmäßigkeit hinweisen, sie aber nicht aussprechen. Mit der Kategorie der Individualität wird auch das einzelne Naturding ein *hic et nunc*, gewissermaßen ein historischer Gegenstand; hat er ein Gesetz, so ist es genau so ein individuelles Gesetz wie das einer menschlichen Person; das Naturgesetz umschreibt dann lediglich einen Wahrscheinlichkeitsbereich, innerhalb dessen die Reaktionen und Bewegungen liegen, zu denen es veranlaßt werden kann, nicht eine eindeutige Notwendigkeit seines Verhaltens. So wird eigentlich auch die Naturforschung Erforschung des Verhaltens individueller Dinge in der Zeit oder Geschichte, und das, was die Naturgesetze leisten, beschränkt sich auf eine stärkere Eingrenzung der Möglichkeiten. Wir erleben die Peripetie des klassischen Gedankens: nicht die Naturwissenschaft ist das methodische Muster der Geistesgeschichte, die Geisteswissenschaften orientieren vielmehr die Naturforschung erneut von den generellen und mathematischen Erkenntnissen hin auf ihren eigentlichen Gegenstand: die als solche eine und einmalige Wirklichkeit einer nur als Geschichte realen Welt.